

Thomas Schweer · Hermann Strasser · Steffen Zdun

„Das da draußen ist ein Zoo, und wir sind die Dompteure“

Thomas Schweer
Hermann Strasser · Steffen Zdun

„Das da draußen ist ein Zoo, und wir sind die Dompteure“

Polizisten im Konflikt
mit ethnischen Minderheiten
und sozialen Randgruppen



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2008

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2008

Lektorat: Frank Engelhardt

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-15694-1

Inhalt

Vorwort	7
Einblick: Cop Culture und Polizeikultur <i>Thomas Schweer und Hermann Strasser</i>	11
Die jungen Russlanddeutschen <i>Steffen Zdun</i>	39
Die Asylbewerber <i>Marion Lillig</i>	65
Die Prostituierten <i>Steffen Zdun, Marion Lillig und Natalie Scherer</i>	91
Die türkischen Ecksteher <i>Güler Celikbas und Steffen Zdun</i>	117
Die Obdachlosen <i>Hermann Strasser und Henning van den Brink</i>	139
Die Drogenabhängigen <i>Thomas Schweer</i>	153
Ausblick: Auf dem Weg in die Präventionsgesellschaft? <i>Hermann Strasser und Thomas Schweer</i>	165
Das Autorenteam	183

Vorwort

Der Titel des Buches stammt nicht von Horst Schimanski, dem Tatort-Kriminalkommissar in Diensten der Duisburger Polizei, sondern von einem wirklichen Polizisten aus der Duisburger Szene. Der Titel könnte allerdings den Leser zu der Vermutung verführen, dass hier die Rückkehr der britischen Rockband *The Police* gefeiert werden soll, der trotz simpel anmutender Kompositionen immer wieder hochgradige Musikalität nachgesagt wird. Der Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Studie legt sogar einen Vergleich mit der Rockband nahe: Nicht auf die Bühne und ihr *setting* kommt es an, sondern auf die Musik. Sie allein zählt. Nicht zuletzt lässt sich daraus eine wichtige Empfehlung für die Polizei im Umgang mit ethnischen Minderheiten und sozialen Randgruppen ableiten, wie wir an verschiedenen Stellen zeigen werden: bei der Herausbildung der jeweiligen *cop culture* ebenso wie bei den einzelnen Gruppen, die mit der Polizei in Berührung kommen.

Dass die Polizei die Aufgabe hat, die Bürger vor Schaden zu schützen und ungesetzliche Handlungen zu verhindern, ist selbstverständlich. Nicht so selbstverständlich ist es, die Aufgabe der Polizei darin zu sehen, als Organ der Mehrheitsgesellschaft kulturelle Selbstverständlichkeiten über den Weg der Gesetze und die Methoden der sozialen Kontrolle zu sichern. In jedem Fall hat die Polizei mit den Lebensweisen von ethnischen Minderheiten und sozialen Randgruppen zu tun, die Ausdruck kultureller Differenz sind und zuweilen Be- und Entfremdung oder gar Angst bei den Einheimischen bzw. „Normalbürgern“ hervorrufen. Das lässt Ausländer und Außenseiter nicht selten zu Fremden werden und öfter mit der Polizei in Kontakt kommen. So werden Polizeibeamte auch als Repräsentanten eines Staates wahrgenommen und von Gruppen am Rande der Gesellschaft manchmal als ausgrenzend oder gar diskriminierend empfunden.

Die daraus resultierenden Konflikte im polizeilichen Alltag waren Gegenstand eines Forschungsprojekts, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert wurde. Zu diesem Zweck wurden am Institut für Soziologie der Universität Duisburg-Essen zwischen September 2001 und März 2004 eine Reihe von empirischen Untersuchungen zu zentralen Fragen der Polizeikultur und zu einzelnen Gruppierungen im Verhältnis zur Polizei – von türkischen Eckstehern und jungen Russlanddeutschen über Obdachlose und Prostituierte bis zu Drogenkonsumenten und Asylbewerbern – durchgeführt. Im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung zeigte sich schnell, dass Polizisten und Polizistinnen während ihres Einsatzes häufig mit Lebensumständen konfrontiert werden, die

durch Gewalt, Armut und Hoffnungslosigkeit geprägt sind und Formen abweichenden Verhaltens begünstigen, die vielen Menschen fremd sind. Das alltägliche Chaos fern der bürgerlichen Normalität fasste ein altgedienter *street cop* anschaulich zusammen: „Das da draußen ist ein Zoo, und wir sind die Dompteure“. Diese Aussage gab der Studie ihren Namen.

Die Forschungsgruppe des Instituts für Soziologie der Universität Duisburg-Essen nahm dabei nicht nur ein weitgehend unbearbeitetes Feld der empirischen Polizeiforschung unter die Lupe, sondern verfolgte auch ein ebenso wissenschaftliches wie praktisches Ziel. Es ging uns vor allem darum, Formen, Ursachen und Merkmale der Beziehungen zwischen Polizei und sozialen Minderheiten zu erkunden, Alltagskonflikte zwischen den Polizeibeamten und ihrem polizeilichen Gegenüber zu analysieren und auf der Grundlage der wissenschaftlichen Befunde Fortbildungsprogramme und Strategien zu entwickeln, um das Miteinander von Polizeibeamten und ethnischen Minderheiten sowie sozialen Randgruppen zu erleichtern und Konfliktpotenziale abzubauen.

Den Anstoß zu diesem Projekt gaben neben einem langjährigen Interesse der Forschungsgruppe an Fragen des abweichenden Verhaltens und der sozialen Kontrolle die periodisch wiederkehrenden Diskussionen über zunehmende Kriminalität und Gewalt, aber auch verschiedene Vorkommnisse im polizeilichen Verhalten gegenüber Ausländern, die zu heftigen Auseinandersetzungen, aber auch zu Kritik an deutschen Polizisten in der Öffentlichkeit geführt hatten.

Teile von verschiedenen Beiträgen zu dieser Studie wurden im Laufe der letzten Jahre von den Mitgliedern der Forschungsgruppe in Fachzeitschriften, Sammelbänden und Tageszeitungen publiziert sowie in Vorträgen, Workshops und Fortbildungsveranstaltungen einer breiteren Öffentlichkeit nahe gebracht.

Die jetzt vorliegende Publikation umfasst den gesamten inhaltlichen Spannungsbogen des Forschungsprojekts, wobei die verschiedenen Ausprägungen der Polizeikultur und deren Auswirkungen auf den Umgang mit ethnischen Minderheiten und sozialen Randgruppen im Mittelpunkt stehen. Aus der zeitlichen Distanz zur ursprünglichen Untersuchung werden besonders erwähnenswerte Forschungsergebnisse und Erfahrungen entsprechend aufbereitet und einem breiten Publikum auch außerhalb der Wissenschaft zugänglich gemacht – ganz im Sinne der ursprünglichen Absicht.

An dem Zustandekommen des Buches hatten alle Mitglieder der Forschungsgruppe Anteil – die studentischen und wissenschaftlichen Mitarbeiter ebenso wie der Projektleiter. Sie alle sind deshalb Mitautoren des Buches. Ihre Autorschaft wird dem jeweiligen Beitrag, der weitgehend unter ihrer inhaltlichen Zuständigkeit entstand, zugeordnet.

Deshalb möchte ich an dieser Stelle allen Mitgliedern des Forschungsteams noch einmal herzlich Dank sagen, denn ohne sie hätte das Forschungsprojekt

weder so viel Freude gemacht und Neugier geweckt, noch wäre die Arbeit so produktiv verlaufen. Mein besonderer Dank gilt auch dem Polizeipräsidenten der Stadt Duisburg, Herrn Rolf Cebin sowie Herrn Georg Mainau und Herrn Peter Schröer als Ansprechpartner für das Projekt beim Polizeipräsidium Duisburg. Viele Beamte und Beamtinnen der Duisburger Polizei, insbesondere beim Einsatztrupp zur Bekämpfung der Straßenkriminalität und beim Wach- und Wechseldienst der Polizeiinspektion Nord, haben uns durch Fairness und Authentizität teilnehmende Beobachtungen von Einsätzen unterschiedlichster Art über viele Jahre ermöglicht.

Der Deutschen Forschungsgemeinschaft danke ich für die Unterstützung dieses Projekts, auch in der Verlängerungsphase. Angela Traumann und Marc Hippler gebührt unser Dank für die kompetente Unterstützung bei der Erstellung des druckreifen Manuskripts.

Duisburg, 1. Februar 2008

Prof. Dr. Hermann Strasser PhD
Projektleiter

Einblick: Cop Culture und Polizeikultur

Thomas Schweer und Hermann Strasser

Nicht nur die Wirtschaft, der Arbeitsmarkt und die Kultur, auch die Institution der Polizei und deren Einsatzkräfte werden mit den Folgen des tief greifenden Wandels unserer Gesellschaft durch Individualisierung, Globalisierung und Migration konfrontiert. Die Konflikte mit arbeitslosen Jugendlichen, Obdachlosen, Spätaussiedlern, nicht-residenten Ausländern, aber auch mit ethnischen Minderheiten mit Aufenthaltsrecht und deutscher Staatsbürgerschaft haben in den letzten Jahren zugenommen und werden voraussichtlich weiter zunehmen (vgl. Schweer/Zdun 2005a, 2005b). Das gilt vor allem für die Problemstadtteile großer Ballungsräume. Die Öffentlichkeit wird auf diese Umstände vor allem durch medial aufbereitete Ereignisse, wie besonders brutale Gewalttaten oder Äußerungen in Wahlkampagnen, aufmerksam – eine Aufmerksamkeit, die zeitlich begrenzt, emotional aufgeladen und daher der Lösung des Problems wenig dienlich ist.

„Die Palette der Konflikte ist heute wesentlich größer. Also früher gab es Probleme, die ihre Auswirkung hatten. Der Kontrahent, der war dann besoffen, dann wurde ein bisschen rumge.... und rumgeschrien und dann wurde die Geschichte erledigt: Heute, glaube ich, stecken hinter den eigentlichen Auslösern ganz andere Ursachen. Es gab zwar früher vielleicht auch schon Arbeitslosigkeit, aber das war nicht so prägnant. Da wurde dann der Lohntütenball freitagabends gefeiert und die Frau hat dann angerufen, mein Mann spielt wieder verrückt, hat das ganze Geld wieder versoffen, rückt jetzt die Möbel gerade und am Samstagmorgen war das Thema wieder erledigt. Ich glaube, heute steckt viel mehr Potenzial dahinter. Wir haben Arbeitslosigkeit, wir haben eine Perspektivlosigkeit der Jugendlichen, wir haben eine allgemeine schlechte Wirtschaftslage. Im Moment haben wir eine Kriegsgefahr. Es sind also viele äußere Einflüsse, gesellschaftliche Einflüsse, die da mit eine Rolle spielen, das macht auch für den einen oder anderen ganz deutlich eine Ausweglosigkeit, eine Sinnlosigkeit. Und das sind vielleicht auch die Dinge, die da eine Rolle spielen, dass Konflikte auftreten, die aber dann letztendlich auch nicht sauber abgearbeitet werden können, weil die Ursachen der einzelne gar nicht bereinigen kann, und das sind viele, viele Punkte, die vielleicht ganz versteckt irgendwo mit ursächlich sind, die dann in einer ganz konkreten Situation nach oben treten und die Polizei, eine Institution, eigentlich nur die Wirkung letztendlich bereinigen kann oder erledigen muss. Aber die Konflikte, die dahinter stecken, die können wir nicht bearbeiten.“ (Zitat aus den qualitativen Interviews mit den Polizeibeamten)

Das sind Befürchtungen, die in den letzten Jahren, jüngst auch in Zusammenhang mit dem Abbau der innereuropäischen Grenzen und der zunehmenden Jugendgewalt, immer wieder öffentlich geäußert werden.

Um zu verstehen, wie sie bei der Polizei ankommen und wie die Beamten damit umgehen, müssen wir den Alltag der Polizei näher kennen lernen, die Situationen, die Polizeibeamte typischerweise im Umgang mit ethnischen Minderheiten und sozialen Randgruppen bewältigen müssen. Dazu gehört vor allem, die die Polizei leitenden Normen, Wertvorstellungen und Handlungsweisen zu erkennen sowie die sich daraus ergebenden Probleme zu benennen und Lösungen aufzuzeigen. Zu diesem Zweck begleitete die Forschungsgruppe auch die operativen Kräfte der Duisburger Polizei bei ihren Einsätzen und befragte 245 Beamte zu ihrem alltäglichen Umgang mit türkischen Eckstehern, Aussiedlern, Obdachlosen, Drogensüchtigen, Asylbewerbern und Prostituierten. Die teilnehmenden Beobachtungen wurden in einem Feldtagebuch vermerkt. Zur Erforschung der anderen Seite der Polizeiarbeit befragten bzw. interviewten wir Vertreter der Minderheiten und Randgruppen, um deren Wahrnehmung der Polizei zu erkunden. Darüber hinaus sprachen die Mitarbeiter der Forschungsgruppe mit Mitarbeitern unterschiedlicher Hilfseinrichtungen, die sich um die Sorgen und Nöte dieser Menschen kümmerten.

Die soziale Situation in der Stadt Duisburg

In Duisburg, nach Essen und Dortmund die drittgrößte Stadt im Ruhrgebiet, wohnen eine halbe Million Menschen, wovon rund 75.000 Menschen ausländischer Herkunft sind.¹ Nach einer Untersuchung des Zentrums für Türkeistudien ist Duisburg die *Migrations-Hauptstadt* des Ruhrgebiets, d.h. die Stadt im Revier mit dem höchsten Ausländeranteil. Ungefähr die Hälfte aller Ausländer wohnt bereits seit vielen Jahren in Duisburg.

Die größte Gruppe der ausländischen Bürger stellen die Türken. Aber auch zahlreiche Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien, aus Italien, Griechenland, Polen, den Niederlanden, Marokko, Spanien und anderen Ländern leben hier. Unter ihnen sind viele *Eingebürgerte*, die den deutschen Pass erhalten haben. Darüber hinaus leben in Duisburg zahlreiche Asylbewerber. Sie gehören verschiedenen Nationen und Kulturkreisen an und sind mit den unterschiedlichsten Erfahrungen, Wertvorstellungen, Erlebnissen, Religionen und Erwartungen gekommen. Sie zeigen nicht selten recht unterschiedliche Formen des Sozialverhaltens, die nicht immer mit den Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft übereinstimmen.

¹ Einwohnerstatistik der Stadt Duisburg (Stand am 31.12.2007)

Wie die Angehörigen ethnischer Minderheiten gehören Mitglieder sozialer Randgruppen zu den Personenkreisen, die bei den Normalbürgern oft Befremdung, manchmal Ängste und Ablehnung hervorrufen. Dementsprechend stehen sie verstärkt im Blickfeld der staatlichen Ordnungsmacht, der Polizei. Asylbewerber, Obdachlosen, Junkies und Prostituierten ist gemeinsam, dass ihre Teilhabe am gesellschaftlichen Leben auf Grund ihres sozialen Status und ihrer wirtschaftlichen Möglichkeiten stark eingeschränkt ist. Die prekäre Lage vieler Menschen resultiert nicht zuletzt aus der hohen Arbeitslosenquote, unter der die Stadt schon seit Jahren leidet. Der Strukturwandel, der im Ruhrgebiet Ende der 50er Jahre durch die Absatzkrise im Bergbau ausgelöst worden war, führte zu Schließungen von zahlreichen Zechen und einer Abnahme der Beschäftigtenzahl. Verschärft wurde die Arbeitsmarktsituation ab Mitte der 70er Jahre nicht zuletzt durch Rationalisierungsmaßnahmen und Strukturänderungen in der Eisen- und Stahlindustrie. Insgesamt gingen in der Montanindustrie des Ruhrgebiets bis Anfang der 80er Jahre 500.000 Arbeitsplätze verloren. Duisburg, die „Stadt Montan“, verlor in der Zeit vom Anfang der 60er und 90er Jahre ein Drittel seiner Arbeitsplätze. Negativ entwickelte sich auch die Zahl derer, die Leistungen aus der Sozialhilfe beziehen. Immer mehr Menschen sind auf laufende Hilfe zum Lebensunterhalt angewiesen. Besorgnis erregend ist, dass es sich beim weitaus größten Teil der Sozialhilfeempfänger um Alleinerziehende und Kinder bzw. Jugendliche handelt.

Wie auch in anderen Großstädten, ist die Bevölkerung Duisburgs nach Ausländeranteil, Arbeitslosigkeit und Wohnsituation nicht gleichmäßig über die einzelnen Stadtteile verteilt. Insbesondere im Duisburger Norden und in der Stadtmitte haben sich drei Problemzentren herausgebildet. Am bekanntesten ist der Stadtteil Duisburg-Marxloh, der allein schon auf Grund immer neuer Projekte zur Verbesserung der Lebenssituation seiner Bürger zu einem beständigen Objekt des öffentlichen Interesses geworden ist. Daneben haben aber auch die Stadtteile Bruckhausen und Hochfeld mit ähnlichen Problemlagen zu kämpfen, die in der Kommunal- und Sozialpolitik heute unter dem bürokratischen Aufkleber „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ zusammengefasst werden.

Dass in Stadtteilen mit einer hohen Ausländerquote das Zusammenleben der verschiedenen Kulturen zu Problemen führt, liegt auf der Hand. Nicht selten kommt es zu Konflikten zwischen Einheimischen und Zuwanderern. Ein Teil dieser *Ausländerproblematik* mag auf die Tatsache zurückzuführen sein, dass viele der zugewanderten Bürger bis heute die deutsche Sprache kaum beherrschen. Hinzu kommt, dass viele Bürger keine bzw. kaum kulturübergreifende Kontakte haben. Der Andere bleibt stets ein Fremder.

Arbeitslosigkeit, eine hohe Umweltbelastung und die damit verbundenen gesundheitlichen Risiken sowie eine starke Beeinträchtigung der Bausubstanzen, schlechte Wohnbedingungen und ein relativ hoher Ausländeranteil haben zu dem

schlechten Image beigetragen, unter dem Bruckhausen, Marxloh und Hochfeld heute leiden. Entsprechend hat sich in den vergangenen Jahren die Bevölkerungsstruktur verändert: Nachdem die einkommensstarken Haushalte abgewandert waren, sind in allen drei Stadtteilen hauptsächlich einkommensschwache Haushalte bzw. Alleinerziehende, Ausländer, Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger zugezogen.² Die Viertel wurden zu Sammelbecken marginalisierter, d.h. sozial und ökonomisch benachteiligter Bevölkerungsgruppen, was wiederum eine Menge sozialen Sprengstoffs in sich birgt. Gerade innerfamiliäre Gewalt ist verstärkt in sozial schwächeren Haushalten zu beobachten.

Hinzu kommt eine Fülle so genannter Armutskriminalität, mit der sich die Polizei täglich konfrontiert sieht. Auch die Menschen in den Randzonen unserer Städte wollen am Wohlstand partizipieren, die legalen Wege hierzu bleiben ihnen jedoch meist verschlossen. „So ist das Gefühl der sozialen Ausgrenzung umso lebhafter, je besser die Handelnden kulturell angepasst sind. Diese Spannung, Merton'schen Typs, zwischen den beherrschenden Einfluss einer Massenkultur und den Mechanismen sozialer Ausgrenzung, erzeugt verschiedene Arten von Verhaltensweisen“ (Dubet 1997: 226). Eine davon ist der Rückzug in die illegale Ökonomie, die z. B. im Handel mit Drogen und in der Hehlerei ihren Niederschlag findet.

Die Kultur der Polizei

Mit den Problemen sozialer Marginalisierung und der daraus resultierenden Armuts- und Gewaltkriminalität werden vor allem die operativen Kräfte der Polizei konfrontiert, die mit schwindenden Ressourcen das wachsende Konfliktpotenzial unter Kontrolle halten sollen. Wer für welches polizeiliche Gegenüber zuständig ist und wie mit ihm umgeht, lässt die Institution der Polizei zu einem nicht homogenen Gebilde werden. Es gibt daher weder *die Polizei* oder *den Polizeialltag* noch den *typischen Polizisten*.

Wir müssen daher zunächst Licht in das Dunkel der Frage bringen, welche Handlungsweisen in den verschiedenen Ausprägungen der Polizeikultur zusammenfließen und welche Auswirkungen sie auf den Umgang mit ethnischen Minderheiten und sozialen Randgruppen haben. Was die operativen Kräfte betrifft, lassen sich idealtypisch vier Organisationskulturen unterscheiden: Jäger, Regulatoren, Sammler und Krieger (vgl. Schweer/Strasser 2003).

² Speziell in der ausländischen Bevölkerung ist ein hoher Anteil an Empfängern von Arbeitslosen- und Sozialhilfe zu finden.

Die Mitglieder der Einsatztrupps zur Bekämpfung der Straßenkriminalität sind die klassischen *Jäger* der Polizei. Sie agieren in Zivil, arbeiten in der Regel nachts und verfügen über ein hohes Maß an Autonomie. Den Großteil ihrer Einsätze bestimmen sie selbst. Integraler Bestandteil ihrer Aktivitäten ist die Überprüfung von – in ihren Augen – verdächtigen Personen und Fahrzeugen, wobei die Personen- und Fahrzeugkontrollen nicht nur die Funktion haben, Kriminelle aufzuspüren, sondern auch dazu dienen, Präsenz im Revier zu zeigen. Hiervon versprechen sich die Beamten einen nachhaltigen Präventionseffekt: Potenziellen Gesetzesbrechern soll signalisiert werden, dass rechtsfreie Räume nicht geduldet würden – nach dem Motto: „Die Straße gehört uns!“

Da Aktivitäten der Einsatztrupps nur zu einem geringen Teil von außen veranlasst werden, sind die Beamten dieser Organisationseinheit stärker als die Mitarbeiter des Wach- und Wechseldienstes auf ihre berufliche Erfahrung und Informationen aus dem jeweiligen Milieu angewiesen. Das eigeninitiierte Handeln der Einsatztrupps als klassische „Jäger“ ist häufig mit der Folge verbunden, dass sich Stereotypen und eine selektive Kontrollpraxis in dieser Organisationseinheit schneller verfestigen als bei anderen Polizeieinheiten. Daher laufen sie auch eher Gefahr, Opfer von Vorurteilen zu werden. Die Homogenität ihrer Klientel und die Tatsache, dass die üblichen Verdächtigen in der Regel stigmatisiert sind, was sie als vermeintlich kriminell diskreditiert, führt schließlich zu einer selektiven Kontrollpraxis. Daher verwundert es nicht, dass es sich beim polizeilichen Gegenüber der Einsatztrupps häufig um Angehörige sozialer Randgruppen handelt: Drogenabhängige, Kleindealer, Asylbewerber, Illegale, Prostituierte, Kleinkriminelle etc. Fast zwangsläufig ist ein Großteil der „Kunden“ schon polizeilich in Erscheinung getreten.

Problematisch ist, dass die polizeilich konstruierte Wirklichkeit eine Mischung aus den erwähnten Stereotypen und den Erfahrungen des polizeilichen Alltags darstellt, die sich wiederum gegenseitig bedingen. Auf diese Weise bedienen die im Einsatz gemachten Erfahrungen gängige Stereotypen („Rumänen sind Einbrecher“), auf der anderen Seite bestimmen Stereotypen das polizeiliche Handeln (ein rumänisches Kennzeichen führt nahezu automatisch zur Observation des Fahrzeugs bzw. zur Überprüfung der Insassen).

Auf Grund ihrer Sprache, ihres Habitus und ihrer Vorgehensweise entsprechen die Mitglieder der Einsatztrupps am ehesten dem *Dirty-Harry-Image*. Mehr noch als die Angehörigen des Wach- und Wechseldienstes sind sie Teil der subkulturellen *street corner society*.³ Kollegen aus dem Wach- und Wechseldienst begegnen ihnen mit Respekt, wenn auch mit ironischem Unterton, wie aus einer

³ Nach Hüttermann (2000: 534) stellt dieser Beamtentypus eine besondere Ausprägung der *street cops* dar, die er als *Street Corner-Polizei* bezeichnet.

scherzhaften Beschreibung der einzelnen Organisationseinheiten durch einen Polizeibeamten, entdeckt an einer Pin-Wand eines Aufenthaltsraumes, zu entnehmen ist:

„Die Ninjas der PI, so gut wie unsichtbar erledigen sie ihre Arbeit. Keiner weiß, wann und wo sie auftauchen. Durch Stellenabbau oder fehlenden Nachersatz ständig vom Aussterben bedroht.“

Anders als die *street cop culture*⁴ misstraut die *management cop culture* den Jägern. Das ergibt sich schon aus dem hohen Grad an Autonomie, den die Jäger genießen – und sich damit der Kontrolle durch die polizeiliche Organisation bzw. Führung weitgehend entziehen. Dieser Umstand widerspricht dem Selbstverständnis der Managementkultur von Polizei, das geprägt ist durch hierarchische Struktur, Kontrolle sowie formal korrektes Auftreten. Auch die Nähe zum polizeilichen Gegenüber schürt bei den Vorgesetzten Ängste, da bei zu langer Verweildauer in dieser Organisationseinheit ein Abdriften ins kriminelle Milieu befürchtet wird. Hinzu kommt, dass das Vokabular der Beamten, das sich am Slang der Straße orientiert, ihre Art, sich zu kleiden, sowie ihr häufig hemdsärmeliges Auftreten bei der Führung nicht selten Irritationen auslösen.

Innerhalb der Polizei sind daher die *Regulatoren*, die Mitarbeiter des Wach- und Wechseldienstes, auch scherzhaft „Trachtengruppe“ genannt, einer anderen Subkultur zuzuordnen. Sie arbeiten in Uniform, repräsentieren und konstruieren wie kaum eine andere Organisationseinheit das Bild, das der Normalbürger von der Polizei hat. Ihr polizeiliches Gegenüber ist heterogener und die Art der Kontakte vielschichtiger. Ihr alltägliches Handeln ist nicht einseitig auf Repression ausgelegt, sondern umfasst auch schützende und helfende Maßnahmen. Anders als die Jäger sind die Regulatoren viel stärker in formale Strukturen eingebunden. Der Großteil ihrer Einsätze wird ihnen von der Leitstelle zugewiesen. Ihre Arbeit weist daher nicht nur einen geringeren Grad an Autonomie auf, sondern sie stehen – im Gegensatz zu den Jägern – bei ihren Maßnahmen auch unter einem höheren Zeitdruck.

Bei den *Sammlern* handelt es sich um Angehörige der Kriminalkommissariate. Ähnlich den Regulatoren setzt sich ihr polizeiliches Gegenüber sowohl aus Tätern als auch aus Opfern zusammen. Im Gegensatz zu den Regulatoren verfü-

⁴ Hüttermann (2000: 533 f.) konstatiert, dass „die ‚management cop culture‘ (...) von sacharbeitenden und managerialen Polizisten und solchen Beamten getragen (wird), welche die Behörde nach außen beispielsweise in der korporativen Welt und der medialen Öffentlichkeit repräsentieren. Demgegenüber stehen die Beamten der ‚street cop culture‘ mit einem Bein in der korporativen und mit dem anderen Bein in der leibhaftigen Welt“ (vgl. zur Polizeikultur auch Behr 2006).

gen Sammler jedoch in der Regel über ganz andere Zeitressourcen. Ihre Aufgabe besteht u.a. darin, Spuren zu sammeln, um eine Straftat aufzuklären.

Von den Jägern, Sammlern und Regulatoren lassen sich auf der operativen Ebene noch die *Krieger*, die Mitarbeiter von Spezialeinheiten wie dem Spezialeinsatzkommando SEK, abgrenzen. Kommunikative Kompetenzen und Frieden stiftende Maßnahmen sind im Berufsalltag des Kriegers weniger gefragt. Krieger machen nicht viele Worte, sie „gehen rein, schnüren ihr Päckchen und verschwinden wieder“. Krieger machen Gefangene, den Abtransport überlassen sie anderen Organisationseinheiten. So bestätigen auch unsere Beobachtungen Behrs (2000: 104) den Hinweis auf die Männlichkeitsidentität des Kriegers, die ständig gefährdet sei: „Entweder richtet sie Schaden an (und der muss individuell verarbeitet werden) oder sie ist zu martialisch und wirkt peinlich, sie macht sich dann im günstigsten Fall lächerlich, im ungünstigeren macht sie sich strafbar.“

In den teilnehmenden Beobachtungen im Rahmen des Forschungsprojekts „Polizeialltag“ traten die *Unterschiede* zwischen den polizeilichen Subkulturen besonders deutlich hervor, auch wenn *Gemeinsamkeiten* nicht zu übersehen waren:

1. Anders als beim Krieger ist die rhetorische Schlagfertigkeit für den Jäger unabdingbar. Sich auf den formalen Apparat zurückzuziehen, wird nicht nur vom polizeilichen Gegenüber, sondern auch von den eigenen Kollegen als Schwäche empfunden. Ein Jäger wendet selten physische Gewalt an, seine Autorität garantiert seine Handlungsfähigkeit in nahezu allen Situationen. Sein polizeiliches Gegenüber hat ein Gesicht, „man kennt seine Pappenheimer“, wobei die Bindung zum kriminellen Milieu nicht nur den polizeilichen Erfolg der Jäger garantiert, sondern auch Quelle seiner Autorität ist, denn „je anonymere eine Institution erfahren wird, umso weniger wird ihr (...) ‚Autorität‘ zugeschrieben“ (Fiedler 2001: 29).

„Dass zu einem Polizisten ein bisschen mehr Persönlichkeit gehört, das hat der eine oder andere vielleicht gar nicht so erkannt. Gerade in dem Bereich der kommunikativen Fähigkeiten sehe ich da hohe Defizite. Wenn man den Kollegen mal die Uniform ausziehen würde und die müssten mal in Zivil einschreiten, würden sie auch sehen, wie schwierig es ist, ohne Uniform aufzutreten, weil ich glaube, die Uniform ist schon irgendwo ein Schutzpanzer für diejenigen, die von außen auf den Polizisten zukommen, aber ich glaube auch, dass es ein Verkleiden der Kollegen ist. Ein Verkleiden, dass sie jetzt eine Uniform anhaben, eine Macht repräsentieren, das tun sie zwar auch irgendwo, aber vielleicht wird manchmal vergessen, dass hinter der Uniform auch eine Persönlichkeit stecken muss, die das repräsentiert. Dass die das wollen, denke ich schon im Großen und Ganzen, nur dass die das können, das ist etwas anderes, weil ich nicht nur die Uniform anhaben muss, ich muss sie auch leben, und leben kann ich sie nur dann mit dem Bürger, wenn ich mit dem Bürger spreche. Und um Konflikte zum Beispiel aus einer Situation reinzunehmen, äh raus-

zunehmen. muss ich wirklich meine kommunikativen Mittel einsetzen, und wenn ich die nicht drauf habe, dann tauchen Probleme auf.“ (Zitat aus den qualitativen Interviews mit den Polizeibeamten)

2. Auch die emotionale Bindung zu seiner Klientel unterscheidet den Jäger vom Krieger. Das polizeiliche Gegenüber des Kriegers ist praktisch identitätslos, seine Biografie nicht relevant. Krieger werden angefordert, um prekäre Lagen effektiv und unverzüglich zu bereinigen. Ihre Autorität ergibt sich aus ihrer Kompromisslosigkeit, die keinen Raum für Prozesse des Aushandelns gewährt. Darüber hinaus agiert der Krieger, anders als der Jäger, in höchstem Maße fremdinitiiert. So schnell, wie er gekommen ist, ist er auch wieder verschwunden. Krieger *graben sich ein* und bleiben selbst für ihre Kollegen aus anderen Organisationseinheiten schemenhaft.

3. Zwei Dinge haben Jäger und Krieger allerdings gemeinsam. Frauen sind in der archaischen Polizei rar und auch nicht gern gesehen, denn Jagen und Kämpfen ist Männersache. Darüber hinaus sind Krieger und Jäger für den Normalbürger nahezu unsichtbar. Anders als bei den domestizierten Polizisten ist ihre Welt klar unterteilt in Gut und Böse (Krieger) bzw. in Gut, Böse und *arme Wurst* (Jäger). Die nahezu fehlenden Kontakte zu Opfern und Normalbürgern sind das wichtigste Unterscheidungsmerkmal zur domestizierten Polizei. Krieger und Jäger können das „cops and robber game“ (Manning 1997: 296) noch in seiner Reinform praktizieren.

4. Im Vergleich dazu ist der Regulator ein Allrounder, ein bisschen Krieger, ein bisschen Jäger und Sammler. Zwar müssen Regulatoren sich von Zeit zu Zeit wie die Krieger in brisanten Situationen physisch durchsetzen können und ihre Jagdfähigkeiten unter Beweis stellen. Von ihnen wird vor allem ein hohes Maß an kommunikativer Kompetenz gefordert. Sie müssen ja nicht nur jagen und kämpfen, sondern auch und vor allem schlichten und trösten, das aber unter einem höheren Zeitdruck als alle anderen Organisationseinheiten.

5. Anders als die *management cop culture*, die sich am *first code*⁵ der Institution orientiert, richtet sich die *street cop culture* nach dem *second code* der Straße,

⁵ Behr (2000: 227) konstatiert, dass „neben dem *first code* des Rechts noch eine Polizistenkultur existiert, deren *second code* in Form von subkulturellen Handlungsmustern für die Beamten ebenfalls normative Bindungswirkung entfaltet. Diese bilden das Scharnier zwischen institutioneller Struktur und individueller Handlung.“ Diese Handlungsmuster sind „aber in ihrer ethischen Grundlage nicht eindeutig: Sie erklären zwar das Funktionieren von Polizeiarbeit, dies schließt aber auch deviantes Verhalten ein“.

nach dem polizeiliches Handeln für das System funktional sein müsse. Bei genauerem Hinsehen zeigte sich, dass polizeiliches Handeln der *street cop culture* dann funktional ist, wenn es im Sinne der subkulturellen Regeln legitim ist. So haben informelle Lösungsstrategien nicht nur den Zweck, polizeiliches Handeln effektiv zu gestalten, sondern beinhalten auch eine moralische Komponente. Man handelt gerecht, wenn auch nicht unbedingt im Rahmen der Gesetze. In einem persönlichen Gespräch formulierte ein Beamter den Sinn des *second code* philosophisch: „Manchmal muss man die Illegalität bemühen, um die Legalität zu erreichen.“

„Das ist naturgewachsen, ja, wer irgendwann mal in der ersten Etage gesessen hat, auf deutsch gesagt, der verliert irgendwann mal auch den Bezug zu dem, was auf der Straße passiert. Ich sehe das ja bei mir selbst auch (...) Seit zwei Jahren bin ich ja vollkommen da raus. Und von daher gesehen, in den letzten zwei Jahren, kann ich eigentlich nur noch beleuchten, wenn ich mal mit den Kollegen im Sondereinsatz war, oder durch meine guten Kontakte noch, die ich zu vielen Kollegen habe, aber das merk ich ja bei mir, die werden weniger (...) Wenn einer oben bei der Führungsstelle sitzt und war früher mal auf der Wache, dann wird man merken, im Lauf der Jahre verliert er den Kontakt zu den Kollegen und passt sich natürlich auch den Gegebenheiten der ersten Etage an. Und das sind ganz natürliche Prozesse und wenn man da nicht so'n bisschen auch als Person selbst gegensteuert, verliert man total den Kontakt zu der Truppe, und dass auf der Straße anders gearbeitet wird, nämlich Feuerwehr gespielt wird; dass die Bedürfnisse auch der Dienstgruppe ganz andere sind wie auf einer Führungsstelle, das ist, denk ich mal, auch nachzuvollziehen. Die Kollegen auf der Wache, die haben ganz bestimmte Bedürfnisse, die befriedigt werden müssen, und zwar von der Gruppe selbst oder vom Dienstgruppenleiter, der jeden dem Bedürfnis nach weiterbildet, d.h. also Arbeitszufriedenheit, Einsatzmittel, bestimmtes Gewähren von dienstfrei, Urlaub usw., sodass also diese ganzen Umfeldfaktoren stimmen. Der Dienstgruppenleiter sitzt dazwischen, muss nach oben und unten hin verkaufen, und die Führungsstelle selbst hat mehr oder weniger zu verwalten, zu koordinieren; aber befriedigt manchmal vielleicht nicht die Bedürfnisse der Gruppe, die da sind. Kann sie vielleicht auch nicht immer. Entweder weil die Hände gebunden sind oder weil sie gar nichts davon erfährt.“ (Zitat aus den qualitativen Interviews mit den Polizeibeamten)

Hier offenbart sich das unauflösbare Dilemma polizeilicher Arbeit: *Street cops* sind auf eine praktikable Routine angewiesen, soll der Polizeiapparat nicht kollabieren. Der polizeilichen Führung ist dieses Erfordernis zwar bewusst, dennoch muss sie nach außen hin dokumentieren, dass solche Handlungsmuster, würden sie Teil des öffentlichen Diskurses, ein individuelles Fehlverhalten der jeweiligen Beamten darstellten. Andernfalls würde sie die Existenz des *second code* nicht nur zugeben, sondern ihn sogar legitimieren. Deshalb müssen „Nutella-Polizisten“, wie junge Beamte, die gerade von der Ausbildung kommen, gerne be-

zeichnet werden, auch erst „eingestellt“ werden, denn die Leitbilder des polizeilichen Handwerks lernt man nicht in der Polizeischule, sondern auf der Straße.

„Gelernt habe ich tatsächlich erst, was Polizei heißt oder polizeiliche Einsatzbewältigung, als ich dann irgendwann die Ausbildung hinter mir hatte (...) und dann tatsächlich draußen den Dienst auf einem Streifenwagen gemacht habe.“ (Zitat aus den qualitativen Interviews mit den Polizeibeamten)

Die Ergebnisse der Studie verdeutlichen nicht zuletzt, wie stark der Einfluss des *hegemonialen Männlichkeitstypus* und der Rolle des Polizisten als *Jäger und Krieger* auf die polizeiliche Sozialisation ist. Im Blick auf ethnische Minderheiten und soziale Randgruppen stellt sich die Frage, in welchem Maße Stereotypen das Bild prägen, das Polizisten von diesen Gruppierungen haben. Darüber gibt u.a. die von der Forschungsgruppe durchgeführte Polizistenbefragung Aufschluss: So waren 83,7% der Beamten der Meinung, dass der Drogenmarkt von Ausländern beherrscht werde, und 78,0% meinten, es sei kein Vorurteil, dass rumänische Zigeuner Wohnungseinbrüche, Trick- und Taschendiebstähle begingen und strafunmündige Kinder zu Einbrechern abrichteten. Zwei Drittel der Polizisten vertraten überdies die Auffassung, dass die in Deutschland lebenden Ausländer häufiger Straftaten verübten als die Deutschen und Sprachschwierigkeiten ausländischer Tatverdächtiger meist nur vorgetäuscht seien. Jeder vierte Beamte war der Ansicht, dass fast alle Russen Alkoholiker seien, und jeder Fünfte, dass es den Aussiedlern egal sei, ob sie ihr Geld legal oder illegal verdienten.

Die Normalität des Stereotyps

Vorurteile und Stereotypisierungen sind in der Polizistenkultur weit verbreitet. Häufig sind sie das Produkt von Alltagserfahrungen im Rahmen polizeilicher Einsätze. So ist die Verelendung von Drogensüchtigen der offenen Drogenszene kaum von der Hand zu weisen, ebenso wenig die Tatsache, dass die Bearbeitung eines Falles mit ausländischen Tatverdächtigen Mehrarbeit bedeutet. Auch kennt nahezu jeder Polizist einen rumänischen Wohnungseinbrecher. Auf der anderen Seite legen unzählige Studien zur Lebenssituation von Minderheiten und Randgruppen in Deutschland eine differenzierte Betrachtungsweise nahe. Jedenfalls bergen Stereotypisierungen die Gefahr in sich, mit dem eigentlichen Stigma weitere negative Eigenschaften zu verbinden: So sei der Ausländer nicht nur tendenziell kriminell, sondern auch verlogen, der Obdachlose nicht nur schmutzig, sondern auch Alkoholiker, der Asylbewerber nicht nur ein Sozialschmarotzer, sondern auch faul.

Erschwerend kommt hinzu, dass negative Ereignisse in Einsatzsituationen, die Polizeibeamte mit Angehörigen ethnischer Minderheiten und sozialer Randgruppen erleben, als persönlichkeitspezifische Merkmale interpretiert und auf die Gruppe übertragen werden. Da bestimmte Gruppen der Bevölkerung vornehmlich die Klientel der Polizei darstellen, prägen sie auch das Bild der Polizeibeamten von gruppenspezifischen Subkulturen nachhaltig. Sprechen Polizeibeamte über Ausländer, meinen sie in der Regel türkische Jugendliche und nicht-residente Ausländer (Asylbewerber, Illegale), sprechen sie über illegale Drogenkonsumenten, denken sie an den „Junkie auf der Platte“.

So belegen die Ergebnisse der Studie, dass jene Polizisten, die ausgeprägte Vorurteile gegenüber Asylbewerbern und Aussiedlern haben, mit Ausländern tendenziell negative Eigenschaften verknüpfen – abgeleitet vom Bild des „schlechten Ausländers“, der uns nicht nur nicht „nützt“, sondern auch „ausnutzt“, und somit keine Bereicherung, sondern eine Gefahr für unsere Gesellschaft darstellt. Sie sind auch mehrheitlich der Ansicht, dass Ausländer Polizisten mit Vorurteilen begegneten und nicht bereit seien, die Arbeit der Polizei zu unterstützen (vgl. Schweer/Zdun 2005a).

Auszug aus dem Feldtagebuch

Spät nachts werden die Beamten zu einer Schlägerei gerufen, die sich zwischen mehreren Personen in einer Bar ereignete. Der Grund des Streites bleibt unklar. Bei der Auseinandersetzung wurden zwei Jugoslawen mit einer Flasche am Kopf verletzt. Alle Beteiligten des Streites waren stark alkoholisiert und über die Anwesenheit der Polizei verärgert. Es wird von keiner Seite Anzeige erstattet, auch nicht von den Geschädigten. Einer der Geschädigten äußert vor den Beamten, dass er den Täter kenne und die Angelegenheit selber regeln würde. Anscheinend wurde auch mit einer Gaspistole geschossen, die Waffe ist aber unauffindbar. Starke Polizeikräfte sind vor Ort, nicht zuletzt wegen der für die Tatzeit ungewöhnlich großen Menschenansammlung. Einem der Schaulustigen wird ein Platzverweis erteilt, weil er die polizeiliche Ermittlungsarbeit behindert und der mehrfachen Aufforderung, Abstand vom Tatort zu halten, nicht nachkommt. Erst nach Androhung massiver Sanktionen („Gleich gibt es was auf die Hirse“ bzw. ein Hundeführer holt den Hund aus dem Wagen) kommt der Betreffende dem Platzverweis nach.

Nun ließe sich argumentieren, dass die Haltung des Polizeibeamten gegenüber Ausländern von sekundärer Bedeutung sei, solange er seine Einstellung dienstlichen Erfordernissen unterordne und diese nicht sein Verhalten anleite. Dass dem nicht so ist, belegen auch die Ergebnisse der Beamtenbefragung. Auf die Frage „Denken Sie einmal selbstkritisch über Ihre Umgangsformen mit Ausländern